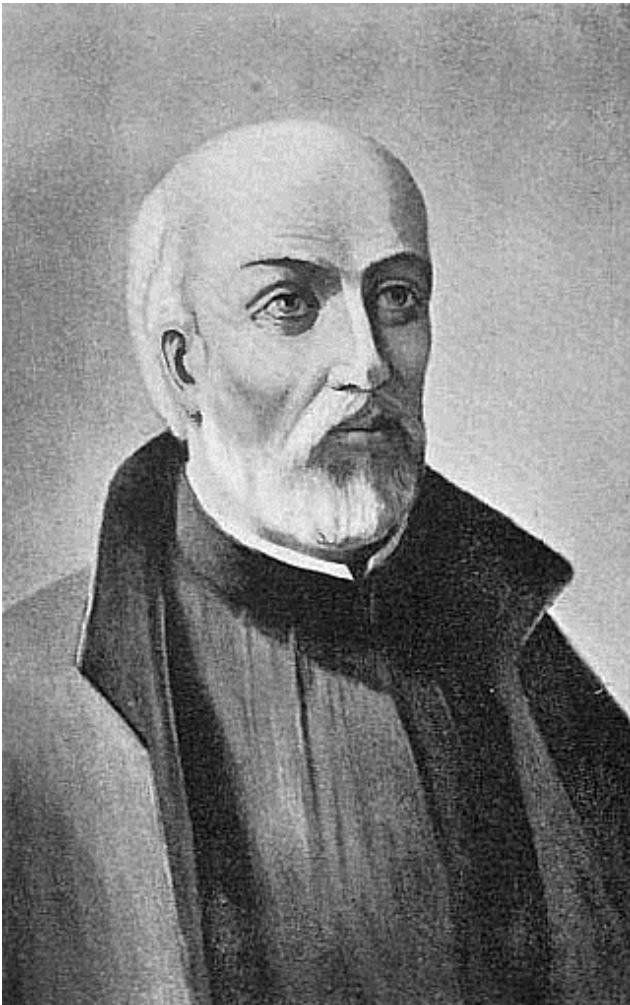


Wegbereiter der Kolonialisierung: Frühe Mission in Kanada und den USA

Sarah Rubal



Jesuitenpater Johannes Brebeuf nach einer Abbildung von 1897.

Als die Europäer nach Nordamerika kamen, brachten sie nicht nur ihre eigenen kulturellen Vorstellungen und wirtschaftlichen Erwartungen mit, sondern auch ihre christliche Religion.

Im 17. Jahrhundert, als sowohl in Neu-Frankreich als auch in Neu-England die ersten Missionsversuche bei den dort lebenden Indianern unternommen wurden, waren in Europa Politik und Religion untrennbar miteinander verbunden. Die Reformation des 16. Jahrhunderts hatte die mächtige Institution der Kirche gespalten und einen Konkurrenzkampf um den größeren Einfluss der katholischen bzw. protestantischen Ausrichtung ausgelöst. In diesem Kontext wurden die Indianer, auf welche die Europäer bei ihren ersten Besiedelungsversuchen stießen, in dieses Weltbild eingeschlossen.

Die europäische Kolonialisierung Nordamerikas steht bis heute im Zeichen einer "Europäisierung der Welt", Nordamerika gleichsam als ein künstlich geschaffenes "Neo-Europa" (Franz-Joseph Post). In der Beschäftigung mit den Anfängen des europäisch-indigenen Kulturkontakts werden die indigenen Beteiligten oft einseitig als Opfer beschrieben, doch bei allem Leid, das ihnen verursacht war, standen sie den erzwungenen Veränderungen doch nicht schlicht wehrlos gegenüber, sondern versuchten, das Überleben ihrer Kultur zwischen den Extremen Widerstand und Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse zu sichern.

Der christlichen Mission kommt in diesem Konflikt eine entscheidende Rolle zu. Sie bot eine Herrschaftslegitimation der Kolonialisten, zugleich war der koloniale Expansionismus die Voraussetzung für die weltweite Verbreitung des Christentums und für dessen universalen Anspruch. Doch die Auswirkung der Verbindung von Mission und kolonialer Herrschaft fiel sehr unterschiedlich aus. Wo sie in einigen Teilen der Welt rasch zur beinahe vollständigen Auflösung der überkommenen Strukturen führte und sowohl der christliche Glaube als auch die europäische Herrschaft zumindest oberflächlich akzeptiert wurden, trafen Missionare an anderer Stelle auf ungeahnte Widerstände.

Schwarzröcke gegen "Zauberer": Die Jesuitenmission in Neu-Frankreich

Die Missionare der Societas Jesu, 1534 von Ignatius von Loyola gegründet, missionierten im 16. Jh. bereits in Japan, Indien und China. Ihr Ziel war die Bekämpfung der reformatorischen Lehre im Zuge der frühen katholischen Gegenreformation; die Brüder waren direkt dem Papst unterstellt. Ihr Motto war *Omnia Ad Maiorem Dei Gloriam* ("Alles zur größeren Ehre Gottes").

Das leuchtende Vorbild der Jesuitenmission in Neu-Frankreich war der sogenannte "Jesuitenstaat in Paraguay", wo die Missionare zum Schutz der indigenen Guaraní vor der Ausbeutung und Vernichtung durch die spanischen Kolonialherren Missionssiedlungen errichteten. Die Wirkung dieser Missionssiedlungen wird bis heute kontrovers diskutiert, das erklärte Ziel der Missionare war die Errichtung einer "societas perfecta" durch gemeinsame Arbeit, gegenseitige Fürsorge und vor allem ein aktives christliches Leben. Die jesuitische Missionsarbeit in Paraguay war sehr erfolgreich, vor allem, weil die Missionare die Indigenen vor den spanischen Kolonialisten schützten.

Eine neue Welt, ein neues Frankreich

La Nouvelle France wurde mit der Erkundung des St.-Lorenz-Stroms und seines Wasserstraßennetzes bis in das Landesinnere durch den französischen Entdecker Jacques Cartier 1534 für Frankreich in Besitz genommen. Trotz der wirtschaftlichen Interessen Frankreichs an den Fischgründen und dem Pelzhandel gab es zunächst keine Absichten einer dauerhaften Kolonialisierung. Um dem spanischen Weltreich so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen, konzentrierte sich Frankreich vornehmlich auf den nördlichsten Teil des neu entdeckten amerikanischen Kontinents.

Seit den 1580er Jahren nutzten die Franzosen die Ostküste und die Meere vor der Küste, um zu fischen. Die ersten Expeditionen in das Landesinnere und entlang des St. Lorenz-Stroms unter Jacques Cartier sollten vor allem der Entdeckung sagenhafter Goldschätze der Indianer und neuer Ressourcenquellen dienen. Die Bekehrung der Indianer spielte für diese ersten Kolonialisten noch keine Rolle.

Ziel der französischen Seefahrer war die Entdeckung einer Nordwestpassage von Amerika nach Asien. Doch Samuel de Champlain, der erste Gouverneur und "Vater" Neu-Frankreichs, konnte nach einigen gescheiterten Anläufen mit Quebec 1608 auf dem Grund einer verlassenen indianischen Siedlung die erste befestigte Siedlung in Neu-Frankreich errichten und nahm Kontakt mit den entlang des St. Lawrence-Stroms lebenden Montagnais und den Huronen auf. Die ersten französischen Siedler waren den ungewohnten Anforderungen ihrer neuen Umwelt nicht gewachsen. Champlain erkannte bald, dass eine dauerhafte Besiedlung und eine Sicherung der Handelsbeziehungen nur in gutem Einverständnis mit den indigenen Gruppen, vor allem der Huronen und Montagnais, möglich sein konnten. Er institutionalisierte daher den kulturellen Austausch mit den Einheimischen, indem er junge Männer monatelang mit den indianischen Gruppen mitreisen ließ. Diese "coureur de bois" erlernten Sprache und Alltagsfertigkeiten der Autochthonen und waren daher für die kleine Kolonie von unschätzbarem Wert. Der Baron de Saint-Castin, der mehrere Jahre unter den Abenaki lebte, ist hierfür ein Beispiel. Viel wichtiger aber war die Missionierung als gemeinschaftsstiftendes, verbindendes Element. Vergleicht man die Entwicklung Neu-Frankreichs mit den anderen französischen Kolonien wie beispielsweise auf den Westindischen Inseln, so wird deutlich, dass der partnerschaftliche Austausch mit den Indigenen seinen Ursprung nicht in einer generellen Einstellung der Europäer zu den kolonialisierten Einwohnern hat, sondern dass der Pelzhandel eine solche erforderte.

Beseelte Wirklichkeit und politischer Konsens

Die Gruppen, mit denen die französischen Händler und damit auch die Missionare vorrangig Kontakt

hatten, waren der irokesensprachige Stamm der Huronen und die algonquinsprachigen Montagnais. Der französische Name Huronen leitet sich von dem französischen Wort "hure" ab, was "wild" und "brutal" bedeutet. Der Eigenname der Huronen war Wendat. Sie spielten für den Pelzhandel mit den Franzosen eine zentrale Rolle, da sie bereits vor dem ersten Kontakt mit Europäern ein weitverzweigtes Handelssystem mit den Stämmen im Landesinneren und eine Art Handelsmonopol mit Zöllen und Abgaben im Maishandel aufgebaut hatten, dessen Beziehungsgeflecht für die französischen Händler von großem Nutzen war. Das Gebiet der Huronia umfasst in etwa das heutige Ontario. Sie waren in fünf Stämme mit variierenden Dialekten unterteilt. Das Meiste, das wir heute über dieses verschwundene Volk wissen, stammt aus den Berichten der Jesuiten.

Politische Entscheidungen, welche die Gemeinschaft betrafen, wurden bei den Huronen von Häuptlingen in *councils* entschieden. In der religiösen Weltordnung der Huronen waren alle Dinge beseelt. Eine herausragende Stellung in ihrem Kosmos nahm die Mondfrau ein, die den Tod brachte, und ihrem Enkelsohn, der für das Leben verantwortlich war. Durch das Einhalten religiöser Vorschriften war es möglich, die beseelte Umwelt und deren Geistwesen großzügig zu stimmen, gleichzeitig konnte ein anderer durch dunkle Hexerei auch schlechte Energie auf seine Mitmenschen lenken. Träume spielten wie bei fast allen Indigenen Nord-Amerikas eine besondere Rolle. Sie enthielten Hinweise auf die Zukunft und besaßen für die Entscheidungen der politischen Führer eine besondere Rolle. Aufgrund eines schlechten Traumes konnten Kriegs- und Jagdzüge verschoben oder abgesagt werden. Der soziale Status innerhalb der Gruppen war von der Großzügigkeit innerhalb eines reziproken Geschenkensystems abhängig.

Obgleich sich in Nordamerika keine genuin "indianische Kultur" feststellen lässt, teilen die verschiedenen Stämme und Gruppen doch einige spirituelle Konzepte wie z. B. die Beseeltheit der Umwelt und die Bedeutung von Träumen. Die Interaktion mit Geistwesen und Arteignern war der zwischenmenschlichen gleichgestellt; sie war nur in seltenen Fällen kultisch organisiert, zumeist aber höchst individuell geprägt. Auch der Begriff der "Medizin", der Fähigkeit und Kraft, mit den Geistwesen in Kontakt zu treten, der auch Krankheiten verursachen konnte, war unter verschiedenen Sprachgruppen bis tief in den Süden und Westen Nordamerikas verbreitet.

Das indianische Weltbild beruhte dabei sehr viel mehr auf einem "common sense" (Clifford Geertz) als auf einem systematischen politischen und spirituellen Herrschaftssystem wie im Europa der Frühen Neuzeit; es konnte daher auch sehr viel flexibler auf neue Impulse reagieren als das statische Weltbild der Europäer, das zum Zeitpunkt des Kulturkontakts mit Nordameri-



ka unter den innerchristlichen Glaubenskonflikten zu leiden hatte.

Der erste Kontakt mit Missionaren

1615 trafen mit den Augustiner-Rekolekten, einer Mönchsgemeinschaft mit besonders strengen Ordensregeln, die ersten Missionare aus Europa in Neu-Frankreich ein, doch ihr Ziel, die Indianer durch Sesshaftigkeit zugleich an einen europäischeren Lebensstil zu gewöhnen, bedrohte den lukrativen Pelzhandel, den die Missionierung doch eigentlich unterstützen sollte. Für die Missionarismönche war die Sesshaftigkeit der Indianer die Voraussetzung für deren erfolgreiche Konversion. Der Stamm der Huronen bot sich aufgrund seiner semi-sesshaften Lebensweise scheinbar dazu an. Zunächst errichteten sie in St. Charles am St.-Lawrence-Strom eine Jungenschule für Indianer, die jedoch bald darauf aus Schülermangel wieder geschlossen werden musste. Die Augustiner-Mönche übersahen, dass die soziale Struktur der Huronen ebenso wie ihre scheinbare Friedfertigkeit im Gegensatz zu ihrem Brudervolk der Irokesen-Konföderation nicht hierarchisch organisiert war, sondern auf einem gesamtgesellschaftlichen Konsens beruhte, der sich nicht durch die Errichtung fremder Herrschaftsstrukturen in festen Missionssiedlungen ablösen ließ. Außerdem bot der Ackerbau keine verlockende wirtschaftliche Alternative zu der traditionellen Lebensweise der Huronen und dem Pelzhandel mit den französischen Händlern.

1617/18 warb Champlain Siedler, Soldaten und neue Missionare aus Frankreich an. Sein Ziel war es, das wirtschaftliche Interesse des französischen Königs an der Kolonie zu erhalten. Die Jesuiten boten sich aufgrund ihrer besseren personellen Struktur, d. h. einer weitläufigeren Bildung ihrer Missionare, umfangreicherer Finanzmittel und missionarischer Erfolge in Indien und Paraguay an und schienen besser geeignet als die Augustiner.

1625 trafen die ersten Jesuiten in Neu-Frankreich ein. Ihr Missionskonzept unterschied sich grundlegend von dem der Rekolekten. Zwar versuchten sie mit der Errichtung eines Jungenkollegs 1636 ebenfalls, zunächst die jungen Indigenen zu überzeugen und Konvertierte und Konversionswillige in Missionssiedlungen wie Sillery, St. Francois und Sault Saint Louis zu sammeln, doch sie zeigten sich sehr viel offener im Umgang mit der indianischen Lebensweise. Rasch gingen sie dazu über, einzelne Missionare mit den verschiedenen Stämmen und Gruppen mitzuschicken, an ihrem Alltag teilzuhaben und vor allem ihre Sprachen zu erlernen, sie wurden zu "fliegenden Missionaren" (James Axtell). Gerade in letzterem erwiesen sich viele der Jesuiten, wenn auch nicht alle, als besonders geschickt. Sie verlangten weder, dass die Konversionswilligen die traditionelle Jagd zugunsten des Ackerbaus vollständig aufgaben, noch versuchten sie, die über-

kommenen politischen und sozialen Strukturen zu verändern. Rasch lernten sie, sich an die indianische Lebensweise, das "vivre à l'indigène", zu adaptieren; und auch, wenn sie diese "barbarische Lebensweise" als eine Art märtyrerhaftes Opfer für den wahren Glauben empfanden, waren sie sehr aufmerksam in ihrer Wahrnehmung und Beschreibung der indigenen Lebensweise. Dies führte dazu, dass sie die Missionssiedlungen in einigem Abstand zu den Siedlungen französischer Siedler errichteten, da sie befürchteten, deren Lebenswandel könne einen schlechten Einfluss auf die Konversionswilligen haben. Gerade diese Segregation der Konversionswilligen durch die Missionare weckte jedoch das Misstrauen der französischen Regierung; gleichzeitig wird am Verhalten der Jesuiten deutlich, dass sie nicht gewillt waren, sich von der französischen Politik instrumentalisieren zu lassen. Ihr Ziel war es nicht, gute französische Untertanen in Neu-Frankreich zu schaffen, daher bekämpften sie auch den Alkoholhandel mit den Indigenen vehement. Ihre Verpflichtung galt einzig und allein der Verbreitung von Gottes Wort und seinen Gesetzen. Genau an diesem Punkt endete auch ihre Flexibilität im Umgang mit der indianischen Lebensweise. Sie kannten bezüglich der indianischen Spiritualität keine Toleranz; ihr Ziel war deren Vernichtung und die Installation des Christentums nach römisch-katholischer Ausprägung.

Der Kampf der "Zauberer"

Anfang des 17. Jahrhunderts kamen mehr als einhundert gut ausgebildete französische Jesuitenbrüder als Missionare nach Neu-Frankreich. Ihre Aussendung stand im Kontext einer "Missionseuphorie" Frankreichs zu diesem Zeitpunkt, die Bekehrung der Welt unter französischen Vorzeichen schien den Machthabern und christlichen Würdenträgern ein greifbares Ziel, in dem sich ihre Machtansprüche vereinten. Die jesuitischen Missionare waren in Kollegien, Schulen und Bibliotheken viele Jahre lang geschult und ihr christliches Sendungsbewusstsein geprägt worden. Rasch erkannten sie, dass sie sich auf die politischen Schlüsselfiguren innerhalb der indianischen Gemeinschaften konzentrieren mussten, wenn sie einen dauerhaften Missionserfolg erzielen wollten, also die Häuptlinge und Anführer; diese Phase der Mission wurde 1629 bis 1632 nur durch die kurze Phase der Besetzung Quebecs durch englische Truppen unterbrochen. Mit dem Eindringen der Missionare in die indigenen Gruppen begann ein erbitterter Kampf gegen die traditionellen religiösen Spezialisten innerhalb dieser Gruppen, die Schamanen, Traumdeuter und Geisteiler. Zunächst waren die Missionare sehr geschickt darin, sich schlicht als die "besseren Zauberer" (James Axtell) zu profilieren, wobei sie sich auch für Taschenspielertricks mit Spiegeln und Magneten nicht zu schade waren; doch auch ihrer Fähigkeit, lesen und schreiben zu kön-



nen, schrieben viele Indigene bereits magische Wirkung zu. Die indigenen religiösen Spezialisten hatten ihre Position innerhalb der Gemeinschaften traditionell aufgrund individueller Fähigkeiten erhalten, die Jesuiten beabsichtigten auf lange Sicht, dass nicht länger die Person der entscheidende Faktor für das Bekenntnis war, sondern das institutionalisierte Amt selbst. Dieses Konzept widersprach den sozialen Strukturen der Indigenen. Den Kontakt mit den Geistwesen, das "consultes de demons" wollten die Missionare gänzlich unterbinden. Um die indianischen Völker in ihrer Ganzheit zu bekehren, reichte es nicht, einzelne zu überzeugen; es mussten vielmehr grundsätzliche Zweifel an der Funktionalität ihres traditionellen Weltbildes und dessen Trägern gesät werden. Die Schrecken der Hölle und der Ewigen Verdammnis wurden daher von den Missionaren in besonders drastischen Bildern gezeichnet, aber auch die symbolische Gleichsetzung traditioneller und christlicher kultischer Handlungen wurde nicht gescheut. So wurden die behelfsmäßigen Kirchen von den Missionaren mit Wampum-Gürteln geschmückt, um den Huronen die herausragende Bedeutung vor Augen zu führen, und das indigene Tabakopfer durch den Weihrauch ersetzt.

Die Schamanen traten ihren ideologischen Gegnern jedoch nicht widerstandslos gegenüber. Sie verbreiteten ihrerseits, dass die Hostien Krankheiten verursachten, da durch den vermehrten Kontakt mit den Europäern die Seuchenzüge in Nord-Amerika ein ungekanntes Ausmaß erreichten und besonders die Huronen hart trafen. Gemeinsam mit den Kriegszügen der Irokesen dezimierten die Seuchen die Zahl der Huronen bis 1640 um die Hälfte.

Gleichzeitig erkannten die Schamanen die Missionare aber auch als Garanten ihrer Handelsbeziehungen mit Frankreich und duldeten sie.

Eine Mission der Extreme

Das Verhalten der Missionare selbst gab darüber hinaus oft Anlass zu Unmut. Sie hatten den Gruppen, mit denen sie reisten, keinerlei materielle Gegenleistung für ihre oft monatelange Versorgung anzubieten, denn die Missionare durften weder Eigentum mit sich führen, noch Waffen tragen. Ihr äußeres Erscheinungsbild und besonders die Tonsur weckten Abscheu unter den Indigenen; die dauerhafte sexuelle Enthaltbarkeit war ihnen suspekt. Um zwischen diesen Positionen zu vermitteln, schufen die Jesuiten die Institution der Laienhelfer, sogenannter "donnés", die sich an diese strengen Ordensregeln nicht zu halten hatten. Einigen der Missionare gelang es, in einen indigenen Familienverband aufgenommen zu werden und indianische Namen zu erhalten. Dies steigerte ihre Akzeptanz innerhalb der Gruppen.

1656 wurde das Missionszentrum Sainte Marie de Gaumonta gegründet. Darüber hinaus wurden Neophy-

ten unterschiedlicher Stämme in den Missionssiedlungen entlang des St. Lorenz gesammelt, wo sich eine eigene kulturelle Identität der Bewohner herausbildete.

Trotz der ungekannten Mühen und Widrigkeiten und der Einsamkeit in den indianischen Siedlungen war es die "Identitätssicherheit" (James Axtell) der Jesuiten, die sie an ihrer Überzeugung festhalten ließ. Gerade in den langen Wintermonaten, die für die indianischen Gruppen oft von Mangel und Hunger geprägt wurden, konnten die mitreisenden Missionare rasch zu einer Last werden. Nicht selten genügte ein schlechter Traum, um das Leben des Missionars in Gefahr zu bringen.

Paul Le Jeune, der Begründer der Jesuitenrelationen, der jährlichen, öffentlich zugänglichen Berichte der jesuitischen Missionare Neu-Frankreichs, war der erste Superior der Jesuiten in Neu-Frankreich. Er unternahm 1633/34 eine erfolglose Reise mit und zu den Montagnais und seine Berichte sind die bedeutendste ethnographische Quelle über sie. Die Gruppe der Montagnais ist heute ethnologisch nicht mehr klar zu erfassen. Tragische Berühmtheit erreichte in diesem Kontext die Geschichte der drei Indianerbrüder, deren jüngster Pastedouchon nach Frankreich geschickt wurde, zurückkehrte, jedoch keinen Anschluss mehr an seine Familie fand und schließlich im Wald verhungerte.

Für Le Jeune war diese Reise eine traumatische Erfahrung. Er erkrankte schwer und machte sich viele Feinde durch die ungeschickte Übertretung von Jagdtabus und den Spott über Traumdeutung. Nach seiner Rückkehr ließ er sich deshalb auf das Konzept der festen Missionsschulen ein, das sich jedoch als erfolglos erweisen sollte.

Die Berichte der Jesuiten stießen auf ein großes öffentliches Interesse und ihre Verfasser waren sich dieser Wirkung bewusst. Claude Chauchetière war ab 1677 der erste Jesuit, der seinen Relationen Zeichnungen über den Alltag in den Missionssiedlungen mitschickte. Heute sind die Relationen ethnographische Quellen über die Frühzeit des Kulturkontakts von unschätzbarem Wert. Vieles, das die Jesuiten über das Alltagsleben und das Weltbild der von ihnen missionierten indianischen Gruppen berichten, verschwand innerhalb der nächsten Generationen.

Le Jeune hatte keinerlei Verständnis für die "heidnische" Religion der Indianer und schreckte nicht davor zurück, ihre spirituellen Gebote absichtlich zu übertreten, um ihnen zu demonstrieren, dass sie keinerlei Bedeutung hatten. Darüber hinaus lieferte er sich mit den Schamanen öffentliche Wortgefechte. Diesen verbalen Auseinandersetzungen darf in der oralen Kultur der Indianer Neu-Frankreichs nicht zu wenig Bedeutung zugesprochen werden.

1636 lebte Jean de Brébeuf als einer der ersten Missionare unter den Huronen des Dorfes Ihonatias. Nach einer schweren Dürre musste er erleben, dass die



Bewohner seiner Anwesenheit die Schuld daran gaben. Er sollte später zum Märtyrer werden, als 1649 die Huronen von den Irokesen überfallen wurden und er und sein Begleiter Gabriel Lalemant von den Angreifern zu Tode gefoltert wurden, ein Schicksal, das in den folgenden Jahren noch acht weitere jesuitische Missionare teilten.

Die Strafe Gottes

Bald mussten die französischen Missionare jedoch feststellen, dass ihre Missionserfolge oberflächlich blieben. Die Huronen sahen in der Taufe beispielsweise zunächst eine rituelle Befestigung ihrer Handelsbeziehungen, das Übergießen mit Wasser war ihnen aus ihren traditionellen Heilungsritualen vertraut. Den Schluss, deshalb ihre Traditionen und spirituellen Konzepte aufzugeben, zogen sie daraus nicht. Für die indigenen Gruppen Nordamerikas war Spiritualität keine exklusive Angelegenheit. Mehrere spirituelle Konzepte konnten, je nach Lebenslage, miteinander kombiniert werden. Den absoluten Anspruch des christlichen Bekenntnisses konnten sie nicht nachvollziehen. Die "Vorstellung einer Einheitsreligion für alle Menschen" (Horst Gründer) war für sie nicht plausibel. Zwar lehnten die Jesuiten Taufen ohne tiefgehende religiöse Unterweisung ab, jedoch spendeten sie sie "in extremis", d. h., wenn jemand dem Tod nahe war, ging die Rettung seiner Seele vor Verständnis der christlichen Inhalte. Diese Verbindung von Tod und Taufe machte die Indigenen misstrauisch. In ihren Augen verursachte das Ritual der Missionare den Tod.

Die Seuchenzüge und sozialen Veränderungen wurden von Le Jeune und den anderen Missionaren im Bewusstsein der Indianer mit einer Strafe Gottes für ihr Heidentum verknüpft. Im Gegensatz zu den Missionaren der Rekollekten waren die Jesuiten jedoch nicht davon überzeugt, dass die Indianer "von Natur aus" geringere intellektuelle Fähigkeiten als die Europäer besäßen. Die äußeren Bedrohungen durch Seuchen und Dürren schufen innerhalb der huronischen Gemeinschaft Konflikte. Einige sahen in den Schwierigkeiten den Beweis für die Forderungen der Missionare, andere gaben ihrer Anwesenheit die Schuld daran.

Die jesuitischen Missionare waren sich der komplexen Anforderungen, die das christliche Weltbild an jene stellte, die zum ersten Mal mit ihm in Kontakt kamen, durchaus bewusst. Die indigenen Gruppen Nordamerikas hatten noch nicht einmal ein eigenes Wort für Religion, die spirituelle und die alltägliche Welt waren in ihrer Wahrnehmung unauflösbar miteinander verknüpft. Ihre Welt war bevölkert von verkörperten und körperlosen Seelen und Geistern, die in Tieren, Pflanzen und Steinen leben konnten, gleichzeitig herrschte auch unter diesen Geistwesen eine stufenweise komplexe Hierarchie. Der Zugang zu dieser

Welt wurde jedem Kind bei seiner Geburt eröffnet, einige wiesen sich im Laufe ihres Lebens als besonders empfänglich aus und wurden zu spirituellen Führern, zu Schamanen. Krankheiten des Körpers wurden mit fehlerhaften Entwicklungen im spirituellen und seelischen Bereich verknüpft und waren daher untrennbar miteinander verbunden.

Sie kannten also weder ein Bekenntnis zu einer bestimmten Religion, das deren Mitglieder bestimmte, noch waren Begriffe wie "Hölle", "Sünde" oder "jungfräuliche Empfängnis" in ihrem Weltbild vorhanden oder vorstellbar. Die jesuitischen Missionare versuchten daher, ihre Lehre auf elementare Inhalte wie das Vaterunser, die Sieben Sakramente und die Zehn Gebote zu beschränken, um die Indianer nicht zu überfordern. Dabei stießen sie auf ungekannte Schwierigkeiten. Bei vielen Huronen-Gruppen galt es zum Beispiel als schwere Kränkung, über Verstorbene zu sprechen. Wenn also davon gesprochen wurde, "Vater und Mutter zu ehren", so war dies eine Beleidigung all jener, die bereits einen Elternteil verloren hatten. Die Übersetzung der Algonquin-Götterwesen in christliche Begrifflichkeit ließ deren ursprüngliche Attribute verschwinden, z. B. bei "manitou" als Seelenwesen, es fanden sich außerdem keine Spuren eines sogenannten "Hochgottglaubens", der die Installierung eines neuen, allmächtigen Gottes christlicher Prägung erleichtert hätte. Im christlichen Glauben ist der Zugang zum Jenseits abhängig vom Verhalten im Diesseits; in der indianisch-indigenen Spiritualität folgen Strafen für das Brechen von religiösen Regeln dagegen immer sofort.

Eine Konsequenz dieser Erfahrungen waren die "Instructions of a Dying Pagan", die ein jesuitischer Missionar am Sterbebett eines Huronen aufgezeichnet hatte. Diese übersetzten die christliche Symbolik bildhaft in die Sprache und das Weltbild der Huronen. Diese sehr simplen Darstellungen beschreiben einen martialischen Kampf Gut gegen Böse, Christentum gegen Heidentum, Gott gegen Teufel.

1627 erklärte Ludwig XIII. alle indianischen Konvertiten zu französischen Untertanen, er betonte zugleich nun offiziell das "Konzept der religiös-kulturellen Assimilation" (Horst Gründer) der Indigenen Neu-Frankreichs. Trotz dieser Konsolidierungsversuche erzielte die Kolonie weder in ihrem wirtschaftlichen Ertrag noch im öffentlichen Interesse Frankreichs die gewünschte Wirkung. Die Ressourcen der Kolonie sollten für Frankreich effizienter ausgenutzt werden. In diesem Zuge wurden auch die Missionsiedlungen wie das Musterbeispiel der Montagnais in Sillery unterstützt. 1657 wurde die Siedlung durch eine Feuerbrunst zerstört und nicht wieder aufgebaut. Als die französischen Machthaber jedoch erkannten, dass das Ziel der Jesuiten nicht das "Französisieren", d. h. "Nutzbarmachung" der Indianer war, warf man ihnen rasch Scheitern vor. Dies führte zu einem Kurs-



wechsel der Jesuiten. Sie lehnten das Französisieren der Indianer nun gänzlich ab und versuchten, sie noch mehr von den französischen Siedlern abzugrenzen.

Das Experiment von Sillery

Sillery ist exemplarisch für die Probleme der Mission in Neu-Frankreich. In ihrer traditionellen Lebensweise hatten die Missionare den Indigenen nur wenige Vorteile zu bieten. Die Seuchenzüge jedoch, denen die eigenen spirituellen Spezialisten hilflos gegenüberstanden, boten einen Ansatzpunkt. In diesem Kontext ist die Gründung des Hotel dieu zu sehen, in dem kranke Indianer kostenlos behandelt wurden. Um Anreize zu schaffen, in die Missionsiedlungen zu kommen, wurde das Hospital nach Sillery verlegt; dies wurde 1644 nach zwei schweren Epidemien jedoch wieder rückgängig gemacht. In Sillery lebten vorwiegend Montagnais. Sie behielten ihre Jagdgewohnheiten bei und durften auch weiterhin ihre eigene Sprache sprechen. Dennoch gingen die Missionare sehr restriktiv vor. Sie setzten die Wahl getaufter Häuptlinge durch und ließen sogar ein Gefängnis bauen. Der Mediziner Pigarouich steht beispielhaft für die Hoffnung der Indigenen, sich durch Anpassung und Übernahme der christlichen Vorstellungen einen Vorteil zu verschaffen. Pigarouich ließ sich taufen, als ihm jedoch der von ihm erwartete soziale Aufstieg verwehrt blieb und er sich nicht mit den Missionaren gleichstellen konnte, verließ er 1644 die Siedlung und kehrte zu seiner traditionellen Lebensweise zurück.

Die Jesuiten gingen inzwischen mit der Taufe sehr behutsam um, um jede Form der Apostase zu verhindern. Getauft wurde nur, wer lange Zeit christliche Unterweisung erfahren und sich durch einen christlichen Lebenswandel ausgezeichnet hatte.

1635 gründeten die Jesuiten ähnlich ein Indianerkolleg in Quebec, machten jedoch bald die gleiche Erfahrung wie die Augustiner: Ihre Schüler ertrugen die Trennung von Familie und Tradition nicht und liefen ihnen davon.

Erst Ludwig XIV. und sein findiger Finanzminister Colbert bewirkten dies 1663 durch die Umwandlung Neu-Frankreichs in eine Kronkolonie; dieser Schritt sollte die merkantilistische Ausbeutung des Landes im Wettstreit mit England erleichtern. An dieser Stelle muss betont werden, dass die Begriffe "Neu-England" und "Neu-Frankreich" zu diesem Zeitpunkt bestenfalls Interessenssphären umschrieben und keinesfalls für feste geographische Grenzen, geschweige denn administrative Kontrolle standen. Besonders in Neu-Frankreich waren die wenigen Siedler auf das Wohlwollen der indigenen Gruppen angewiesen.

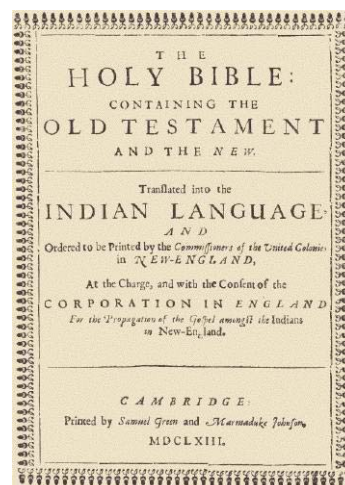
Der lange schwelende Konflikt zwischen Irokesen und französischen Kolonialisten eskalierte in der Mitte des 17. Jahrhunderts in den sogenannten "Biberkriegen". Die Irokesen waren nicht bereit, das Vor-

dringen der Franzosen in ihre Gebiete zu tolerieren und führten Kriege gegen die mit den Franzosen verbündeten Stämme, unter ihnen auch die Huronen. Da die Huronen als Haupthandelspartner der Franzosen unverzichtbar waren, konnten sie sich in deren Konflikt mit dem Irokesenbund nicht neutral verhalten, zumal diese bereits zu diesem Zeitpunkt als potentielle Verbündete Englands galten. Zwischen Huronen und französischen Siedlern wurden Verträge abgeschlossen, sich im Falle eines Angriffs der Irokesen gegenseitig zu unterstützen. Ab 1640 versuchten die Irokesen, ihre Stellung im nordamerikanischen Pelzhandel auf Kosten der Huronen auszudehnen, was zu einer Reihe von Kriegszügen und schließlich dem Verschwinden der Huronen als eigenständiges Volk führte. In den gleichen Zeitraum fällt auch die Gründung einer indigenen huronischen Kirche, deren Mitglieder ihre Verstorbenen unter großem Aufwand auf Friedhöfen bestatteten. Der politische Untergang der Huronen, herbeigeführt durch die Kolonialisierung und den Konflikt mit ihrem Brudervolk, den Irokesen, ging also mit der Aufgabe ihres spirituellen Weltbildes Hand in Hand, wobei man in den nun mehr christlichen Begräbnisritualen eine Form des religiösen Synkretismus und damit eine kulturelle Überlebensstrategie erkennen kann, der auch in der Zeit des Aufgehens in den Seneca Bestand hatte und die Huronen einte.

Mit dem Verschwinden der Huronen endete Anfang des 18. Jahrhunderts auch die jesuitische Mission in Neu-Frankreich. Missionsversuche unter den Irokesen blieben aufgrund der Spannungen zwischen Frankreich und den Irokesen größtenteils erfolglos, so dass sich die Jesuiten schließlich aus Neu-Frankreich zurückzogen.

"Reduce them to Civility": Die puritanische Mission in Neu-England

Die sogenannte "Eliot"-Bibel



Die englische und die französische Kolonialisierung Nordamerikas unterschieden sich grundlegend. Während vorwiegend französische Händler und später

Militärs nach Neu-Frankreich kamen, die weder vorhatten, ihr gesamtes Leben dort zu verbringen, noch das gesamte Gebiet zu erobern, sondern sich vielmehr auf gute Handelsbeziehungen und ein vorsichtiges geographisches "Durchdringen" (Franz-Joseph Post) im Einvernehmen mit den indigenen Einwohnern beschränkten, waren die ersten Siedler Neu-Englands ihrerseits religiöse Flüchtlinge, die vor der Verfolgung in England flohen. Ihr Ziel war die Errichtung einer perfekten Gemeinschaft auf "jungfräulicher Erde". Für die Puritaner war Nordamerika das ihnen von Gott zugewiesene Land, auf das die Indianer aufgrund ihres angeblichen Heidentums keinerlei Anspruch hatten. Daher spielte ein gutes Einvernehmen mit den indigenen Gruppen auch nur in den Anfangsjahren der Besiedlung eine Rolle; je mehr sich die Siedlungsstrukturen verfestigten, umso mehr setzte sich die Überzeugung durch, die Indianer müssten dauerhaft verdrängt werden.

Diese Einstellung spiegelte sich auch in den fehlenden Missionsversuchen wider. In der "Auserwähltheitsdoktrin" (Horst Gründer) der englischen Siedler gab es keinen Anlass, den in ihren "barbarischen" Lebensweisen verhafteten Indianern das Wort Gottes zu bringen.

Die Puritaner Neu-Englands sahen in ihnen die Kinder Satans, die sie, in ihrem Selbstverständnis als "God's Own People" zunächst aufgrund religiöser Überzeugung, später auch aufgrund des ganz praktischen Interesses an ihrem Land zu bekämpfen hatten. Die Franzosen im nördlichen Teil Nordostamerikas erkannten zunächst die großen ökonomischen Möglichkeiten, die der Handel mit den Indianern bot, doch auch die ihnen folgenden katholischen Jesuiten verstanden sich als Krieger im Kampf um die Seelen der Indianer.

City upon A Hill

Als die Puritaner 1620 ihre erste Siedlung New Plymouth am Massachusetts Bay errichteten, waren sie beflügelt von religiösen Idealen. Sie betrachteten sich als Gottes auserwähltes Volk, das in die Neue Welt aufgebrochen war, um dort eine "City Upon A Hill" zu errichten, einen Ort, an dem ausschließlich das Wort Gottes herrschte und die Menschen sich durch ein demütiges, arbeitsames und vor allem bescheidenes Leben einen Hinweis darauf erhoffen konnten, ob sie am jüngsten Tag zu den Erretteten gehören würden. Die Puritaner hatten England verlassen, da ihnen dort die uneingeschränkte Umsetzung ihrer Vorstellungen verwehrt worden war und sie außerdem zum Ziel religiöser Diskriminierung geworden waren.

Die bei den Indianern beobachteten vermeintlich "barbarischen" Sitten ließen die Puritaner annehmen, dass diese nicht zu Gottes auserwählten Menschen gehören konnten, vielmehr schienen sie in einer Welt,

in der das Gute in einem beständigen Kampf mit dem Bösen begriffen ist, zur Gefolgschaft des Satans zu gehören.

Da aber ihrer Überzeugung nach letztlich Gott und nicht das menschliche Verhalten darüber entschied, wer nun auserwählt war oder nicht, konnten die Puritaner ihnen das Menschsein auch nicht gänzlich absprechen.

Langer Anlauf zur Mission

Obwohl bereits in den ersten königlichen Chartern für die überseeischen Kolonien der explizite Aufruf zur Heidenmission beinhaltet waren - das Siegel der Kolonie Massachusetts zeigte sogar einen Indianer, dem die Worte "Come over and help us" in den Mund gelegt worden waren -, gab es erst Mitte des 17. Jahrhunderts ernsthafte Bestrebungen, dieser Aufforderung nachzukommen.

Das Interesse an der Bekehrung der Indianer in Neu-England fiel zeitlich mit dem Interesse der Kolonien Virginia und Massachusetts an dem an die Kolonien grenzenden Siedlungsgebiet der Narragansetts zusammen. In diesem Grenzland lebten auch einige weiße Siedler, die sich der rigiden gesellschaftlichen Kontrolle der Puritaner zu entziehen suchten.

Diese beschwerten sich 1646 bei den United Colonies, dem Zusammenschluss der englischen Kolonien in Nordamerika, über die Übergriffe weißer Siedler auf Indianer im Grenzgebiet. Die United Colonies waren ein Zusammenschluss der Kolonien Connecticut, Massachusetts Bay, Plymouth und New Haven, deren erklärtes Ziel die Verteidigung gegen die Indianer war.

Diese sahen in der Missionierung eine prestigeträchtige Möglichkeit, das Indianerproblem im Grenzland auf ungefährliche Weise zu lösen. Gleichzeitig wurden auch in England nach den Indianerkonflikten der Pequot-Kriege 1637 Fragen nach den ausbleibenden Erfolgen der Heidenbekehrungen in der Neuen Welt laut. Auch in den Augen der englischen Krone konnte eine erfolgreiche Christianisierung der sogenannten Wilden zu deren Befriedung führen.

Bereits 1644 hatten sich fünf Häuptlinge der Massachusetts-Stämme der Jurisdiktion der Kolonie Massachusetts unterstellt und eingewilligt, sich ab und zu in der christlichen Lehre unterweisen zu lassen.

Auf eine Empfehlung der Massachusetts-Verwaltung erließ der General Court der Kolonie im November 1646 eine Reihe von Gesetzen, die der angestrebten Indianermission einen Rahmen geben sollten: Die indianische Religion und deren Ausübung wurde unter Androhung der Todesstrafe verboten. Zwei Minister sollten ernannt werden, welche die Mission der Indianer koordinieren sollten. Land sollte bereitgestellt werden, um Missionsreservate für die Indianer errichten zu können.



John Eliot und die Praying Indians

John Eliot, der englische "Apostel der Indianer", stellte einen vereinzelt Versuch dar, die Indigenen zu bekehren. Ab 1646 ließ er die Bibel ins Algonquin, eine der Hauptsprachen an der nordamerikanischen Ostküste, übersetzen und predigte bei den Nanantum nahe Boston. Er war der Überzeugung, die Indianer seien einer der verlorenen Stämme Israels. Konvertiten und solche, die es werden sollten, versammelte er in Reduktionssiedlungen. Doch ähnlich den Rekollekten in Neu-Frankreich ging auch er davon aus, dass die Bekehrung der Indigenen nur nach einer erfolgreichen Anglisierung geschehen könnte. Zu diesem Zeitpunkt waren die von ihm missionierten Gruppen durch die Seuchenzüge und die ökonomischen Veränderungen seit dem Eindringen der Europäer bereits in einem kulturellen Auflösungsprozess begriffen. Das Leben in den Reduktionssiedlungen bot eine Form des gemeinsamen Überlebens, das jedoch nach dem King Philip's War 1675 ein blutiges Ende fand.

Als puritanischer Gelehrter war John Eliot 1631 nach Neu-England gekommen und hatte von einem während der Pequot-Kriege gefangenen Indianer Algonquin gelernt, die Sprache der Indianer, die in dem Gebiet Neu-Englands siedelten, namentlich Naragansetts, Massachusetts und Wampanoag. In seinen Augen war die Sprache der Schlüssel zur erfolgreichen Bekehrung der Indianer und so begann er im Herbst 1646 vor den Nonanetum in ihrer eigenen Sprache zu predigen. Seinen ersten Predigten war kein Erfolg beschieden, erst die zuvor genannten Gesetze und die Zusammenarbeit mit dem Indianer Waban, der aber kein traditioneller Häuptling, sondern wohl eher ein interkultureller Vermittler war, änderten dies. Eliot war klar, dass er die an der christlichen Religion interessierten Indianer von ihren traditionellen Gemeinschaften trennen musste, um sie zu konvertieren, und so plante er die Errichtung sogenannter Praying-Towns, in denen die Indianer mit den Missionaren zusammenlebten.

1651 wurde die erste der insgesamt 14 Praying-Towns in Natick gegründet. Das Geld für die Mission kam ausschließlich aus dem englischen Mutterland, wo sich 1649 die Society for the Propagation of the Gospel in New England, kurz die New England Company, zusammengefunden hatte. Das erklärte Credo dieser Siedlungen war "Reduce them to Civility"; bevor die Indianer erfolgreich missioniert werden konnten, mussten sie zunächst zivilisiert werden. Die Freiheit, die Unabhängigkeit, in der die Indianer als sogenannte "Heiden" lebten, stieß den an eine strenge Arbeits- und Tugendmoral gebundenen Puritanern auf. Sie betrachteten sich als den Indigenen überlegen, weshalb es nötig war, diese auf ihren Platz innerhalb ihres Weltbildes zu verweisen. Dementsprechend streng waren auch die Bedingungen für das Leben innerhalb der Missions-siedlungen: Nach biblischem Vorbild wurden jeweils

für Gruppen von zehn, 50 und 100 Menschen Vorsteher gewählt, bei deren Ernennung die Missionare jedoch das letzte Wort hatten. Männer sollten zur Arbeit auf den die Missionen umgebenden Feldern angehalten werden, eine Arbeit, die traditionell Frauenaufgabe war, während die Frauen Tätigkeiten wie Spinnen und Weben ausüben mussten. Die Siedlungen entsprachen europäischem Vorbild, die Indianer mussten europäische Kleidung tragen; jede Form von Körperbemalung war verboten.

Außerdem mussten sich Männer das Haar kurz schneiden, während Frauen es nur lang tragen durften. All diese Regeln griffen massiv in das traditionelle gesellschaftliche Gefüge der Indianer ein und deren Einhaltung führte zwangsläufig zum Verlust der traditionellen Identität.

Zivilisation als Missionsziel

Die Anpassung der Indianer an die puritanische Lebensweise hatte in den Augen der Missionare um John Eliot Vorrang vor dem Verständnis der christlichen Theologie und so blieb die Unterrichtung darin lediglich oberflächlich. Die sonntäglichen Predigten waren beherrscht vom Bild des strafenden Gottes, der insbesondere die Indianer für ihre Sünden zur Rechenschaft ziehen würde. Das Ziel der puritanischen Mission war eine vollständige kulturelle Transformation der Indianer, sie sollten die traditionellen Inhalte ihrer Kultur nicht nur hinter sich lassen, sondern auch als schlecht anerkennen und sich ganz nach puritanischem Vorbild verhalten.

Doch am Ende einer solchen kulturellen Konversion stand nicht die Möglichkeit, als vollwertiges Mitglied in die puritanische Gesellschaft aufgenommen zu werden, eine solche Möglichkeit war sogar völlig ausgeschlossen. Dem Verlust der individuellen und kollektiven Identität der Indianer folgte keine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft der Puritaner, da diese den Indianern und auch den Praying-Towns mehr als ablehnend gegenüberstanden.

Krise und Transformation

Betrachtet man die vielen negativen Konsequenzen, die das Leben in den Praying-Towns für die Indianer mit sich brachte, so drängt sich die Frage auf, warum sie sich überhaupt für ein Leben in den Siedlungen entschieden. Bereits vor der Gründung der ersten puritanischen Siedlung 1620 in Plymouth hatte eine Welle von Pocken-Epidemien in den Jahren 1616-1619 die sozialen Strukturen der Algonquin-Gruppen im Nordosten Nordamerikas stark geschwächt. Erneute Epidemien in den Jahren 1646-1647 führten dazu, dass das traditionelle Weltbild der Indianer ins Wanken geriet.

Diese Krankheiten machten offensichtlich Unterschiede zwischen Weißen und Indianern; die eigenen



Strategien zur Krankheitsbekämpfung scheiterten. Die Institutionen der traditionellen Kultur versagten zunehmend und die Puritaner schienen mit ihrem Bild des strafenden Gottes eine Erklärung für die Ereignisse zu geben. John Eliot benutzte diesen angeblichen Zusammenhang auch, um Druck auf die Indianer auszuüben.

Die Dezimierung der indianischen Bevölkerung durch die Epidemien und die durch die Europäer veränderten wirtschaftlichen Bedingungen machten die Entscheidung für die Praying-Towns oft zu einer Frage des nackten Überlebens. Innerhalb der Praying-Towns war durch die Landwirtschaft und die Handelsbeziehungen zu den weißen Siedlern die Versorgung gewährleistet. Innerhalb der Gemeinschaften der Praying-Towns gab es die Möglichkeit zur Ausbildung einer neuen gemeinschaftlichen Identität; die gemeinsamen Zeremonien wie das Singen und Beten im Gottesdienst verstärkten dies.

Die verstörende Erfahrung, welche die Epidemien bei den Indianer auslösten, und die Erkenntnis, dass die eigenen religiösen und medizinischen Spezialisten machtlos gegen sie waren, ließen es den Überlebenden einleuchtend erscheinen, sich an die Gesetze eines so mächtigen Gottes zu halten. Im Weltbild der Algonquin wurden Krankheiten durch ein Ungleichgewicht in der Beziehung zur beseelten Umwelt ausgelöst und konnten nur durch das richtige spirituelle Verhalten kuriert werden. Diese Überzeugung kooperierte mit den Zielen der puritanischen Mission. Auch andere Elemente des Christentums konnten in das traditionelle religiöse Fundament übernommen werden: Die ständige Gegenwart Gottes entsprach ihrer Auffassung der Anwesenheit Manitous; die strenge Ausübung von Ritualen und Regeln führte auch in der indianischen Tradition zu Weisheit und Kraft; und in der Dichotomie von Gut und Böse ähnelten Gott und Satan den Geistwesen Hobbomock und Chepian.

Eliots Mission bei den Indianern scheiterte schließlich an dem vielschichtigen Spannungsverhältnis, das die Praying-Towns umgab. Zum einen waren da die Konflikte zwischen den konversionswilligen Mitgliedern einer indigenen Gruppe und denjenigen, die der Tradition verbunden blieben. Zum anderen machte die rassistische Ablehnung seitens der weißen Siedler eine vollständige Integration der Indianer in die puritanische Gesellschaft unmöglich. Doch auch die Missionare und John Eliot selbst waren dem Gedankengut ihrer Gesellschaft verbunden. Es gab keinerlei Bemühungen um ein tieferes Verständnis der Kultur der Indianer; aufgrund ihrer Schriftlosigkeit wurde ihnen jedes nennenswerte Wissen abgesprochen.

Der Indianeraufstand unter Häuptling Metacom, der sogenannte King Philip's War 1675, bedeutete das Ende der Praying-Towns. Obwohl die Mehrzahl der Indianer der Praying-Towns sich mit den weißen Siedlern loyalisierten, gab es doch einige, die sich Metacom

anschlossen. Nach der Niederschlagung des Aufstandes schlug die Ablehnung der weißen Siedler gegenüber den Indianern in blanken Hass um. Die meisten Praying-Towns wurden geplündert, Überlebende als Sklaven in die Karibik verkauft oder auf Deer Island ihrem Schicksal überlassen.

Zu diesem Zeitpunkt lebten in den Praying-Towns 1100 Indianer, von denen 119 getauft waren und 74 das Abendmahl erhielten. In der Betrachtung der Historiker des 20. Jahrhunderts wird John Eliot zumeist die Rolle eines "willigen Vollstreckers" der kolonialen Interessen zugewiesen.

Es ist unverkennbar, dass die puritanische Mission letztlich für die puritanischen Siedler von Vorteil war: Die Indianer gaben durch die Ansiedlung in den Praying-Towns das so begehrte Grenzland frei und durch die kulturelle Anpassung an die puritanische Lebensweise wurden sie kontrollierbar.

Doch John Eliot in seiner Person als tiefreligiöser puritanischer Geistlicher der ersten Siedlergeneration ist nur schwer vereinbar mit der Vorstellung, seine Bemühungen hätten genau diese Ergebnisse zum Ziel gehabt. Vielmehr scheinen Ignoranz und das rassistische Gefühl kultureller Überlegenheit vonseiten der Missionare zum Scheitern der kulturellen und religiösen Konversion der Indianer geführt zu haben. Die Indianer selbst hatten ihre ganz eigenen Gründe, sich den Anforderungen der Praying-Towns zu unterwerfen: Die soziale Struktur ihrer Gemeinschaften war durch die von den Europäern eingeschleppten Epidemien zerstört worden, ihre eigenen kulturellen Institutionen versagten an der Bewältigung dieser Umstände und so schien die Anpassung an die scheinbar so viel erfolgreichere Kultur der Puritaner die einzige Möglichkeit, sowohl physisch als auch kulturell überleben zu können.

Literatur:

James Axtell:

1986 *The Invasion Within: The Contest of Cultures in Colonial North America (Cultural Origins of North America)*.

James Axtell

1992 *Beyond 1492: Encounters in Colonial North America*.

James Axtell

1995 *After Columbus: Essays in the Ethnohistory of Colonial North America*.

Horst Gründer

2004 *Christliche Heilsbotschaft und weltliche Macht. Studien zum Verhältnis von Mission und Kolonialismus*.

Klaus Ertler

1997 *Von Schwarzröcken und Hexenmeistern*.

Franz-Joseph Post

1997 *Schamanen und Missionare. Katholische Mission und indigene Spiritualität in Nouvelle-France*.

